

Hannelore Furch

Stille Gefahr

Romanauszug S. 1-20

Ein Traumausschnitt, der das Zeichen einer Geheim-Botschaft setzte: Jemand am Rande einer Menschenmenge wies mit dem Finger in eine dämmerige Richtung, in der sich aus einem unscharfen Punkt die Silhouette eines dünnen Mannes im langen, wehenden Mantel herausbildete, und rief erstaunt aus: „Seht mal, da steht ja Abrassimow!“

In dem Moment, als sich alle Blicke auf die ominöse Gestalt hefteten, verschwand sie im Nichts. Syna Gabriel vernahm in ihrem Stadium zwischen Traum und Wachsein ein Gespräch zwischen zwei Frauen und unterbrach es mit einer Stimme, die sie nicht als die eigene erfasste: „Kennen Sie Abrassimow?“

Sie öffnete die Augen, sah die weißen Wände des Aufwachraumes, nahm eine merkwürdige Stille wahr, wie nach einem Ruf aus dem Jenseits.

Die beiden Krankenschwestern waren mit anderen Dingen beschäftigt und entsannen sich erst danach an die in den Raum gestellte Frage. Sie sahen zu ihrer Patientin hinüber, sahen die geschlossenen Augen.

„Sie ist wieder weg“, sagte die eine.

„Kennst du einen, der so heißt?“ fragte die andere.

„Ne, du?“

„Könnte ein russischer Politiker sein, oder?“

„Keine blasse Ahnung.“

Der Anästhesist kam herein, hatte den letzten Satz noch mitbekommen: „Worum gehts?“

„Frau Gabriel“, antwortete eine der Schwestern und deutete mit dem Kopf zum Bett der Patientin hinüber, „hat eben nach jemandem gefragt, der Abrassimow heißt. Kennen Sie so einen?“

„Könnte ein russischer Schriftsteller sein.“

„Meinen Sie?“

„Weiß nicht“, tat der Arzt ab, „vielleicht doch eher ein Freund oder Bekannter unserer Patientin. Er trat auf ihr Bett zu.“

Die Schwester erklärte: „Sie ist nur zwischendurch mal ganz kurz wach gewesen.“

„Aber sie muss aufwachen, jetzt gleich, es gibt schon eine Verzögerung“, sagte er besorgt und bemerkte im gleichen Augenblick, wie sie die Augen öffnete und ihn klar anblickte. Erheitert über das Interesse, das der aufgeworfene Name erweckt hatte, sprach er sie an: „Nun klären Sie uns schon auf, wer ist dieser Abrassimow?“

Syna wusste nichts anzufangen mit der Frage und schüttelte den Kopf. Viele Minuten später kam ihr der Traum in Erinnerung, ihre Worte und die merkwürdige Stille danach. „Ach wirklich“, sagte sie zu der einen noch im Raum anwesenden Schwestern, „das muss ja komisch gewesen sein für Sie und andere, die im Raum waren, „ich hab vorhin gefragt: 'Kennen Sie Abrassimow?' Den Satz habe ich noch genau im Ohr, hab aber nicht gewusst, was ich frage.“

„Kennen wir“, entgegnete freundlich gelassen die Schwester, „andere Patienten erzählen uns auch so was.“

„Wirklich? Dann ist vielleicht so ein Angst machender Traum, in dem solche Erscheinungen auftreten wie bei mir dieser Abrassimow, auch ganz normal. Nach diesem Typen fragte ich dann so halbwach. Ich werde alles schnell wieder vergessen.“

Zwei Jahre waren seit der Blinddarmoperation vergangen. Vergessen hatte sie den Traum von damals nicht, denn er hatte sich durch viele Wiederholungen in ihr Gedächtnis eingraviert. Und nicht selten geschah nach so einem Traum etwas für sie Nachteiliges, zumindest etwas Ungewöhnliches. So war es zwangsläufig, dass sie über diesen verrästelten, schemenhaften Ab-rassimow nachdachte, der in immer gleicher Pose dastand, in die Ferne gerückt und in einen Mantel gehüllt, unter den gelegentlich der Wind fuhr. Manchmal hatte sie es so empfunden, als warte er dort auf einen bestimmten Auftrag. Sie trug diese Erscheinung wie ein nicht zu entschlüsselndes Zeichen mit sich herum, hatte niemanden, bei dem sie nach einem möglichen Pendant aus Fleisch und Blut hätte forschen können, Großeltern und Eltern waren tot, zuletzt starb die Mutter, an Krebs, auch das lag schon Jahre zurück.

Inspiziert zu neuen Grübeleien war sie durch eine Fernsehdiskussion vom letzten Abend, es ging um Reinkarnation. Die früheren Leben, so war gesagt worden, seien im neuen Körper wie auf einer Diskette gespeichert, könnten jedoch hin und wieder Ausschnitte freisetzen, die dann in der Regel als Traum erschienen.

„Ich komme einfach von dieser Fernsehdiskussion gestern Abend nicht los“, sagte sie zu ihrem Mann, „wenn's mit den Träumen so ist, wie's dort gesagt wurde, dann ist der Traum jedenfalls ein Mittel, durch das man Szenen aus seinem früheren Leben betrachten kann. So wie die Erinnerung ein Mittel ist, in das Leben, in dem wir uns grade befinden, zurückzublicken. Dieser Rückblick zeigt ja auch nur Bruchstücke. Die Erinnerung an Früheres ist nur näher an uns dran als die Ausschnitte aus unserer früheren Existenz, die wir dann im Traum sehen. Was meinst du?“

Ihr Mann sah sie über seine Zeitung hinweg mit strengem Blick an: „Für dich ist dieses Thema gar nichts. Denk lieber dran, was jetzt ist und was du tun könntest, um die Wiederholung von damals zu vermeiden.“

Die Erinnerung an letztes Jahr, als sie aufgrund einer Depression und auftretenden Halluzinationen eine Therapie machen musste, war ihr höchst unangenehm, und in dieser Empfindung beobachtete sie missgünstig, wie er seinen Kaffee trank. Er hob die Tasse mit Untertasse an und führte ab Brusthöhe die Schale allein an die Lippen. Die antiquierte Art, mit abgespreiztem kleinen Finger eine Tasse zu halten, hatte er in leicht abgeschwächter Form von seiner Mutter übernommen. Nie war Syna mit dieser Frau warm geworden, die einer alten Diplomatenfamilie entstammte und ihren Familienstolz mit sich herumtrug.

Werner nahm einen kleinen Schluck, schmeckte genüsslich den Kaffee, seine Augen ließen währenddessen von der Zeitung. Der tut, als ob er einen Werbespott für Jakobs-Kaffee dreht, nur dieser alberne Lob fehlt noch, dachte Syna. Draußen auf dem Bürgersteig gingen ein paar sonntäglich gekleidete Leute vorbei. Immer die gleichen Typen zur gleichen Zeit, schrecklich! Syna verglich es mit dem eigenen Leben, das ähnlich automatisiert ablief.

„Es muss sich etwas ändern bei mir.“

Wieder sah Werner auf, etwas belustigt, wie ihr schien, sodass sie gereizt hinzusetzte: „Kannst denken, was du willst, d u bist ja nicht den ganzen Tag zu Hause. Jetzt, wo auch Babetchen schon lange ausgezogen ist, ist alles so, als ob nichts mehr kommen würde.“

„Dann geh doch wieder arbeiten. Ein Büro-Job wird sich schon finden. Kannst dann für deinen Boss Kaffee kochen. Manche Frauen tun das ja lieber als für den eigenen Mann.“

„Also!“ sagte sie aufgebracht, beruhigte sich schnell wieder, weil sie vom Thema nicht abkom-

men wollte: „Vielleicht kann ich noch eine Schul- oder Berufsausbildung machen?“

„Sieh dich doch mal um, ob nicht ein Verein das Richtige ist. Die brauchen immer Leute, die was tun wollen.“

Sie fand eine Annonce in der Lokalzeitung, die Volkshochschule beginne eine Gesprächsrunde, in Klammer stand dahinter: ppp = persönlich, problematisch, politisch. Das klinge interessant. Sie ging hin und stellte schon nach fünf Minuten fest, dass sie in eine Plapperrunde geraten war. Sie wartete den Moment einer hitzigen Diskussion ab, um sich unauffällig entfernen zu können.

Als Nächstes las sie interessiert über die Aktivitäten einer Bürgerinitiative für Umweltschutz und ging zur angekündigten Veranstaltung. Junge Leute vom Podium schütteten ihren Hass über eine örtliche Industrie aus, die ein unerträgliches Verkehrsaufkommen verursache und deren schadhafte Filteranlagen die Luft verpesteten. Es sei ihnen unbegreiflich, wie man dort arbeiten könne.

Wahrscheinlich leben diese Leute vom Geld ihrer Eltern, das dort verdient wird, dachte Syna grimmig und verließ vorzeitig die Veranstaltung.

Etwas Seriöses suchte sie und glaubte, es mit dem Einstieg in das vorletzte Semester des Abendgymnasiums gefunden zu haben. Aber die Palette an Lehrertypen dort wies auch solche auf, bei denen sie auf den ersten Blick wusste, dass sie mit ihnen nicht zurechtkommen werde. Einer von ihnen war Keltermann, ein Geschichtslehrer. Jedes Mal, wenn er den Klassenraum betrat, stellte sie eine innere Wand gegen ihn auf, er war für sie einer von jenen Vertretern des Zeitgeistes, die gar nicht auf die Idee kämen, sich den Deutschen und ihrer Vergangenheit zugehörig zu fühlen. Tatsächlich wartete Keltermann in schöner Regelmäßigkeit mit Fundstücken auf, die die Müllhalde der deutschen Geschichte hinterlassen hatte. Zu Keltermanns Glück hinterlassen hat, dachte Syna, und hatte gleich die „Hunnenrede“ Kaiser Wilhelm II. im Kopf, die Keltermann in seiner Fälscherwerkstatt derart umgeschmolzen und aufpoliert habe, dass es selbst einem Karl Marx mulmig geworden wäre. So war für sie jede Stunde bei ihm von vornherein vergiftet. Und die Art, wie er die Tür zur Klasse nur einen Spalt öffnete, wenn er wieder einmal fündig geworden war, konnte sie überhaupt nicht ausstehen. Er steckte den Kopf, der die vermeintlichen Schätze barg, kurz durch den Spalt, zog ihn dann erst noch einmal zurück, bevor er in die Klasse trat. Syna erinnerte die Chose an eine Weihnachtsfeier, auf der ein bestellter Nikolaus den Spannungsmoment für die Kinder erhöht.

Sie hielt aber durch bis zum zweiten Semester, als neben Keltermann Dr. Weberspecht, ein Germanist, ihr die Schule gründlich verdarb. Weberspecht erschien ihr mit seiner geraden Körperhaltung, einem vorstehenden Kinn und immer ernstem Gesicht arrogant und unnahbar. Ihn konnte sie schon als Typ nicht ausstehen. Hinzu kam, dass Weberspecht sich auf die Redner unter den Studierenden, so nannte man die Schüler dort, konzentrierte und die Stillen vernachlässigte, was Syna hochgradig ungerecht empfand. In ihrem Widerwillen gegen den Lehrer meldete sie sich kaum zu Wort und wurde wie die Stillen übersehen. Sie fühlte sich im Unterricht nicht wohl und blieb von einem auf den anderen Tag zu Hause.

Nachdem Werner genügend oft wiederholt hatte, dass sie nicht imstande sei, auch nur die einfachste Sache mal zu Ende zu bringen, beschloss sie, ihm das Gegenteil zu beweisen. Ein Frauenarzt-Team stellte sie für das Praxis-Management ein, ein Job unter ihrem Niveau der Industriekauffrau mit Fachabitur, fand sie schnell heraus und kam sich fast entwürdigt vor, unzählige Male am Tag bei jedem Telefonanruf abzuspulen, und dazu noch so, dass es nicht abgespult

wirkte: „Praxis Dr. Müller-Wittmann und Bergesan, ..., ich hätte am Freitag neun Uhr noch einen Termin.“ Sie hielt nicht einmal die Probezeit durch.

Nun werde er für sie nachdenken, stellte Werner in Aussicht. Zwei Monate tat sich nichts, dann kam er abends mit der Information nach Hause, ein paar Kollegen und er hätten beschlossen, einen privaten Tennisclub zu gründen. Das wäre doch was für sie, sie habe doch früher Tennis gespielt und könnte das doch wieder aufnehmen. Nächste Woche treffe man sich im *Klopstock*. Er habe gesagt, dass er mit ihr hinkomme.

Als sie das Café in der Innenstadt betraten, sah Syna in einem Nebenraum an die zwanzig Leute sitzen, unter ihnen Götz Wehrmann. Dem großen schweren Mann, Werners Chef und Hauptabteilungsleiter bei Mertens & Singer, war sie wenige Male begegnet, als er nach Feierabend zusammen mit Werner zum Firmentor ging, wo sie wartete. Auch von Betriebsfesten her kannte sie ihn, ebenfalls ein paar andere der hier Anwesenden.

Wehrmann übernahm die Wortführung und ließ das Konzept einer Satzung, eine Handzeichnung über eine Tennisanlage und einen Finanzierungsplan herumgehen. Ein Gründungsprotokoll wurde von seiner Frau aufgesetzt und von allen unterschrieben. Auch Syna unterschrieb, sie sah keinen Grund, sich hier zu verweigern. Sie beobachtete aber die Frau, die an Korpulenz und Größe ihrem Mann nicht nachstand. Frau Wehrmann nahm lässig ihre Aufgabe wahr, behandelte manche in der Runde kameradschaftlich, andere gönnerhaft freundlich, und das in Abstufungen zueinander.

Die Wehrmann kennt von den Leuten hier genau die Positionen in der Firma, dachte Syna, und die geht davon aus, dass das Ansehen ihres Mannes automatisch auch ihres ist, grässlich!

Eine spitznasige, langhalsige Dame namens Schmitt-Kerzer, etwa in Synas Alter so Anfang vierzig, die ihr Werner als Gattin des heute Abend verhinderten Personalchefs Kerzer vorgestellt hatte, beteiligte sich nach Synas Empfinden in einem zu selbstbewussten Gehabe an der Erörterung der Sachfragen und wurde als Beisitzerin in den Vorstand gewählt. Eine Anbiederung an Kerzer, der selbst keine Lust hat, in diesem Verein hier mitzumachen, dachte Syna. Wehrmann zeichnete als erster, Werner als zweiter Vorsitzender und der Vizedirektor der Kreissparkasse, einziger außerhalb der Firma, als Schatzmeister. Als man Syna mit der Frage überraschte, ob sie die Schriftführung übernehmen würde, schüttelte sie entschlossen den Kopf. Ein pikiertes Schweigen folgte. Werner warf ihr einen eisigen Blick zu. Niemand fand sich für die Aufgabe. Der Vizedirektor übernahm die Protokollierung der Sitzung, seine Gesichtszüge hielten über den Augenblick hinaus fest, dass er diese kleine Gefälligkeit aus Großzügigkeit leiste, sie sei eigentlich unter seinem Niveau. Nach der Abhandlung der Formalien zog man um, nach vorn ins Café. „Mein Mann und Ihr Mann, das Vertrauensverhältnis ist eben da..., wenn Sie wissen, was ich meine...“, sagte Frau Wehrmann wichtig-geheimnisvoll zu Syna, die neben ihr zu sitzen kam. Auf der anderen Seite wurde sie von einer anderen Frau angesprochen, die ihr mitteilte, dass ihr Mann und Werner schon lange gut zusammenarbeiteten. Gegenüber saß abgeduckt die Frau eines der Pförtner. Syna drängte sich der Vergleich mit einem Wolfsrudel auf, in dem die Rangfolgekämpfe begonnen hatten. Abgestoßen von dem ganzen Gehabe um sich herum stand sie auf, ging zu Werner und sagte ihm, dass sie Kopfschmerzen habe und nach Hause gehe.

Im waldigen Gebiet der südlichen Lüneburger Heide lag das Dorf Himmelskirchen. Im Dreißigjährigen Krieg war es von marodierenden Soldaten niedergebrannt und die Einwohner niedergemetzelt worden. Im Kreisarchiv gab es auch Informationen zu der kleinen Backsteinkirche am Dorfplatz, deren Turm im Verhältnis zum Kirchenschiff viel zu hoch in den Himmel ragte und einen Bezug zum Namen des Dorfes herstellte. Man konnte nachlesen, dass das ganze Areal mit den umliegenden Ackerflächen ab dem späten siebzehnten Jahrhundert einem Benediktinerkloster gehörte, dass dort über ein knappes Jahrhundert einen Gutshof betrieb. Später, als er längst aufgegeben und die Gebäude schon verfallen waren, wurde das Land zum Kauf angeboten. Käufer war Wilhelm Gauß, ein eigenständiger Vollhöfner aus dem Nachbarort Willies. Auf der Parzelle, auf der die Gutsgebäude standen, errichtete er neue Gebäude. All das geschah im frühen neunzehnten Jahrhundert. Heute, knapp zweihundert Jahre nach dem Ankauf, saß die Familie noch auf dem gleichen Flecken, nur dass die Landwirtschaft verpachtet und das Bauernhaus schon in der dritten Generation als Gasthof genutzt wurde.

Die vierundfünfzigjährige Hanna Gauß führte nach dem Tod ihres Mannes den Betrieb allein und fand, insbesondere an den Ruhetagen, Zeit für einen Küchengarten mit etwas Kräuter- und Gemüseanbau. Am Zaun entlang hatte sie sogar ein Spargelbeet angelegt und in einer Ecke gab es eine kleine Fläche mit Frühkartoffeln. Die Gaststätte lief gut, man hatte neben den Seminaristen eines nahen Schulungszentrums Touristen im Ort. Während der Heideblüte waren Gasthof und Pensionen im Ort ausgebucht. In dieser Zeit beschäftigte Hanna auch Personal von außerhalb, das dann im Haus beherbergt wurde. In der übrigen Zeit wohnte sie allein im Haus und war immer gut zurechtgekommen. Bei Bedarf konnte sie zuverlässige Hilfe im Dorf und im Nachbardorf Willies abrufen. Nur mit einem Koch aus Willies, der sich als Trinker entpuppte, war sie vor Jahren böse hereingefallen und bis an die Grenze zur Pleite geraten. Sie hatte den Mann aus Gefälligkeit gegen dessen Eltern, die sie von früher her gut kannte, sofort fest angestellt.

In letzter Zeit häuften sich kleine Schwindelanfälle. Dr. Kanter, ein älterer Arzt aus der Kreisstadt, der schon Hannas Mutter und Großmutter behandelt hatte, sprach von einer ererbten Kreislaufinstabilität, meinte es als Beruhigung und riet seiner etwas fülligen Patientin zum Abnehmen.

An einem freundlichen Junimorgen des Jahres 1990 hatte Hanna Gauß draußen auf der Terrasse zu tun, als ein erstes Auto auf den Parkplatz einbog. Eine schlanke blonde Frau Anfang vierzig stieg aus und sah sich um. „Ist ja herrlich hier, hab gar nicht gewusst, dass es so schöne Ecken in Deutschland gibt.“

„Oh ja, und eine der schönsten ist unser Dorf. Sie werden es sich hoffentlich noch genauer ansehen. Aber ich freue mich, dass Sie mein Gasthaus entdeckt haben und diese Ecke hier schön finden.“

„Ganz sicher, und auch ihre sonnige Terrasse.“ Sie suchte sich einen Platz, setzte sich und erwiderte das Lächeln der Wirtin, die mit einer textilen Tischdecke herbeikam, die sie einem Stapel noch zusammengelegter entnommen hatte.

„Sie haben doch auch Zimmer, nicht? Ich könnte einen Tag bleiben. Bin heute Morgen einfach so aufgebrochen und offen für jede Dummheit.“

Die Wirtin sah die Fremde interessiert an. Die Augenfarbe erinnerte sie an den Honig vom alten

Sesemil, der ihrer Meinung nach der beste war in der ganzen Gegend. Auf dem schönen Gesicht mit den feinen Zügen, der mittelgroßen schlanken Figur und der guten Haltung des Gastes ruhte ihr Blick, sodass sie fast zu antworten vergaß.

„Ach ja, Sie fragten nach Übernachtung! Oben habe ich sechs Zimmer. Um diese Zeit sind alle frei und sie können sich eins aussuchen. Ich zeige sie Ihnen, wann Sie möchten, jetzt gleich oder später. Wenn Sie dann eins von den beiden nach Westen raus nehmen, können Sie über die Fichtenschonung weg unsere Heide sehen. Jetzt ist sie nur grün, aber während der Heideblüte ist der Ausblick einfach herrlich, und der Heideduft liegt im ganzen Dorf.“

„Ihr Kaffee schmeckt auch“, sagte Syna, nachdem sie von der Wirtin, die über die anderen Tische Decken legte, bedient worden war.

„Freut mich“, aber wissen Sie“, sprach Hanna ebenso locker und unbefangen, bevor sie zu einem bitteren Gesichtsausdruck wechselte, „aber auch weniger Schönes gibt es hier in unserem Winkel. Von meinem persönlichen Kummer über einen schuftigen Schwiegersohn und meinen Kreislaufproblemen abgesehen, gibt es etwas, was viele andere Dorfbewohner auch hässlich finden: das neue Schulungszentrum im Wald, so ein langgezogener Flachdachbau, an den im Eck noch einer drangesetzt ist. Der Name *Heidehaus*, den man hier im Dorf so üblicherweise sagt, wenn man das Zentrum meint, passt eigentlich nicht, ist viel zu geschönt.“

„Ja, ich hab vorhin das Hinweisschild an der Abzweigung gelesen. Hab noch gedacht: Sieh' an, so versteckt im Wald ein Schulungszentrum, das hat vielleicht was, und sein Name hat mir gleich den Duft der Heide in die Nase geweht. Aber ein Schulungszentrum ist ja an sich schon mal was Gutes für ein kleines Dorf.“

„Wenn das doch nur ein bisschen schöner gebaut wäre! Aber es ist so ein kalter weißer Kasten mit so großen Fensterflächen, modern, aber nicht so richtig passend für unsere schöne Lüneburger Heide. Aber man darf da natürlich den Nutzen für unser Dorf auch nicht vergessen. Auch hier bei mir habe ich nachmittags und abends Gäste von dort.“

Hanna Gauß erzählte, als säße vor ihr eine alte Freundin, und Syna hatte zugehört, als erzähle ihr eben diese alte Freundin, was sie bewegt. „Ihre Zimmer oben würde ich mir nachher gern ansehen“, sagte sie freundlich, als die Wirtin Anstalten machte, ihre Arbeiten auf der Terrasse fortzusetzen.

„Schön! Und ich verspreche Ihnen, Sie werden nur Sachen sehen, die Ihnen richtig gut tun werden: Wald und weite Heideflächen, ach ja, ich sagte das ja schon. Und die roten Dächer von Willies, unserm Nachbardorf, werden sie weiter hinten sehen. Da komme ich übrigens her.“

Mit schwenkenden Armen und wippenden Hüften spazierte Syna durch das Dorf und hatte ein wohliges Gefühl von Freiheit, das sie ganz bewusst genoss. So muss es unseren Deutschen drüben gehen, die den ersten Sommer ohne Stasi-Spitzel erleben, dachte sie. Auf dem ungepflasterten Dorfplatz standen vereinzelt ein paar große Eichen. Auf der Westseite führte in gerader Linie die Landstraße vorbei, hinter der sich ein Neubaugebiet ausbreitete. Auf der Ostseite zog sich im Bogen eine schmale Dorfstraße mit drei ehemaligen Bauernhöfen, die jetzt anders genutzt wurden, und eine Reihe mit Wohnhäusern hin. Einige von ihnen beherbergten ein Ladengeschäft. Es war offensichtlich das kleine Dorfzentrum, und Syna fand es, wie es so im Sonnenschein lag, unterbrochen durch die Schattenkegel der Eichen und der Häuserfronten, die die Sonne noch nicht erfasst hatte, einfach herrlich. Sie sah in die zwei Nebenstraßen, die mit ihren zurückgesetzten Bauernhöfen und vereinzelt Eichen das malerische Dorfbild ergänzten, und an einer der Seitenstraßen wieder das Hin-

weisschild zum Schulungszentrum. Sie überlegte, ob sie gleich den Weg dorthin einschlagen oder lieber erst die kleine Kirche besichtigen sollte, deren hohen Turm sie nördlich am Rande des Dorfplatzes in den Himmel ragen sah. Aha, sicher der Namensgeber für das Dorf, dachte sie und lächelte erheitert. So entschloss sie sich als erstes für die Kirche.

Auf der abgetretenen Türschwelle des Hauptportals zogen neben ihren beschwingten Schritten die entgegengesetzten schweren eines älteren Mannes entgegen, der einen Besen in der Hand hielt. Er sah die Fremde interessiert an.

„Tag! Schöne verträumte Kirche“, bemerkte Syna freundlich.

„Tach, Tach, junge Fru! Use Kerk is scheun, jo, over vadrömt? Na ick weet nicht. Kumm' Ji ma hüte nomiddach wedder, wenn de Lüe vun Heidehus in Dörp sin, de kummt ook in unse Kerk un snacken denn to veel. Un hebben de halve Wald under de Schauhe. Ich bün he sun Küster in Ehrnamt, dat heest: ick mook umsünst suber.“

Es klang mehr so, als machte sich der Alte über sich selbst lustig, als dass er sich wirklich ärgerte, der Fortgang der Rede bestätigte es: „Over, dat se rinkieken in use Kerk, de Lüe, is annersrüm ook wedder gaud. Dat givt Leven in Dörp dat Johr dörch, nicht blot, wenn de Heide upgahn is.“

„Ja, es gibt bei allem eine gute und eine schlechte Seite. Na dann werde ich mal hineinsehen.“

Nachdem sie die alten Emporen mit der gedrechselten Brüstung und einen offensichtlich jüngeren Altar mit einem grob geschnitzten Kreuzigungsbild betrachtet hatte, verließ sie die kühle Kirche und trat wieder hinaus in den warmen Sonnenschein. Der gesprächige Küster war noch in der Nähe.

„Wenn Ji wat weeten wulln öwer unse Kerk“, rief er ihr nach und wies ihr mit ausgestrecktem Arm und Zeigefinger ein Haus mit großer Lotto-Reklame, „bi Ilse Damwart givt' Bööker, wo wat geschreven staht vun Dörp un Kerk.“

Sie wollte erst mal das Schulungszentrum sehen. Nach knapp zehn Minuten Waldweg tat sich das weiträumige Gelände vor ihr auf. Es war mit einem Maschendrahtzaun eingefasst und durch ein schmiedeeisernes geöffnetes Tor zugänglich. Daneben auf einem großen Schild stand Schul- und Tagungszentrum *Heidehaus*, und darunter in etwas kleinerer Schrift wies sich als Betreiber des Ganzen die Personal- und Unternehmensberatung Burgschulte GmbH aus. Links hinter dem Zaun befand sich ein großer gepflasterter Parkplatz, der durch einen breiten geteerten Weg von einer rechtsseitig liegenden großen Rasenfläche abgegrenzt wurde. Diese Grünfläche war von Spazierwegen durchzogen und mit kleinen Gruppen von Sträuchern aufgelockert, von denen um diese Jahreszeit die meisten blühten und einen blumigen Duft erzeugten. Der breite Mittelweg führte zum gläsernen Haupteingang, den ein paar Kübelpflanzen rahmten, und teilte sich dann, um rechts und links vor den Gebäudetrakten in halber Breite weiterzulaufen. Zwischen umlaufendem Weg und Gebäude waren überall Grünstreifen aus verschiedenen ungestutzten Heckenpflanzen angelegt.

Syna gefiel die ganze Anlage, alles sei gepflegt und im Entwurf gut durchdacht. Und ist doch weit genug abgelegen vom Dorf, so dass der eigene Stil des Schulungszentrums sich hier gut entfalten kann, ohne den Charakter des Dorfs zu stören, dachte sie. Interessiert ging sie auf das Hauptgebäude zu und betrat zögerlich das helle und räumlich großzügige Foyer. Einige Leute standen locker beieinander, eine hilfsbereite Frau, die in Syna einen Neuankömmling vermutete, zeigte freundlich auf einen seitlich gelegenen Schalter: „Da ist die Anmeldung.“

Zum *Gasthaus Gauß* kehrte sie gegen Mittag zurück und erfuhr von der Wirtin, dass letzte

Woche eine Frauengruppe im *Heidehaus* war, die sich mit Vollwertkost beschäftigt hatte.

„Da sind abends welche bei mir eingekehrt und haben mir Rezepte für Sesamkuchen und Getreidekeimbrot zugesteckt. Ich habe die erstmal in die Schublade gelegt, wer weiß, was für Zeiten noch kommen“, sagte die Wirtin und grinste, „bis dahin gibt es die leckeren Sachen auf der Speisekarte, zum Beispiel das Menü II: Schnitzel mit Butterspargel und jungen Petersiliekartoffeln, Beilagen aus eigenem Anbau. Bei dem Gericht bin ich übrigens mein bester Gast“, sagte sie und betatschte ihre Hüften.

„Der zweitbeste bin ich“, antwortete Syna, kicherte und bestellte das Gericht.

Der Tennisclub mit seinem provisorischen Clubheim, einem von Arbeitern der Firma Mertens & Singer errichtetem Holzhaus, war unter der Woche Werners zweites Zuhause geworden, am Wochenende sogar sein erstes. Es war ein regnerischer Sonntagnachmittag, an dem Syna einen Spaziergang unternahm, um aus den vier Wänden herauszukommen. Aber nach der Rückkehr war das Gefühl der Einsamkeit stärker als vor dem Ausgehen. Sie ging hinaus auf die Terrasse, von dort in den Garten. Ein einziges lebendiges Wesen sah sie, eine traurige Elster, die in der regentriefenden Krone der Lärche vergeblich Ausschau nach Artgenossen gehalten hatte, jetzt davonflog, nicht wie üblich mit krächzendem Geschimpfe, sondern lustlos, mit trägem Flügelschlag und geschlossenem Schnabel.

Syna nahm es als Aufforderung, den Garten ebenfalls zu verlassen, legte sich auf die Couch und blieb träge auf der einmal gewählten Seite liegen. Jede Bewegung war ihr zu viel, selbst das Atmen. Es wurde flach, die Gedanken schwanden. Es folgten weder Schlaf noch Entspannung. Erst am Abend, als sie Werner kommen hörte, rappelte sie sich schnell auf, machte den Fernseher an und tat, als sehe sie interessiert einen Spielfilm.

Die nachfolgenden Sonntage hatten nicht anders ausgesehen. Sie müsse dieser schrecklichen Leere entgegensteuern, sich für irgendwas interessieren, auch wenn sie sich anschließend wieder ärgerte wie bei den Talkshows im Fernsehen. Lief nicht gerade wieder eine?

Es ging um Arbeitsmarktpolitik, Kündigungsschutz, Arbeitsbedingungen, Stundenlöhne. Den Vertretern aus Wirtschaft, Gewerkschaft und Politik glaubte sie kein Wort. Eine Arbeitnehmerin, die ebenfalls geladen war, kam kaum zu Wort, immer nur dann, wenn die Moderatorin sich an sie richtete, es war selten genug. Aber Syna hörte genug von schlechten Arbeitsbedingungen und geringem Lohn, und die Sorgen der Arbeitnehmerin vermischten sich mit den eigenen, sodass sie sich von einer riesigen Last niedergedrückt fühlte. Sie schaltete den Fernseher wieder aus, ging hinaus in den Garten, setzte sich auf eine Bank unter der nach frischen Nadeln duftenden Lärche und empfand die gleiche Last wie im Wohnzimmer. Der eigene und aller Kummer der Welt schien sich über ihrem Kopf zu einem riesigen Knäuel zu formen, der die Luft zum Atmen verdrängte. Plötzlich hob er ab in die Lüfte, ließ sie unten zurück, aber das Atmen wurde nicht leichter. Sie sah mit zwiespältigem Gefühl dem Sorgenball nach, er sackte ab, wurde schwerer und schwerer, kehrte plötzlich um und raste auf sie zu. Entsetzt krümmte sie sich zusammen, drückte den Kopf auf die Knie, hielt sich die Ohren zu und traute sich lange nicht, den Oberkörper wieder aufzurichten. Als sie es endlich tat und vorsichtig zum Haus hinüberblickte, kam es ihr wie ein schwarzer Würfel vor, der sich auf sie zubewegte. Sie lief tiefer in den Garten hinein, der Angstschrei, der etwas Erleichterung gebracht hätte, blieb in der Kehle stecken.

Mit allen Mitteln wollte sie ihre Depression bekämpfen, die sich über den Sommer hingezogen und oft, wie an jenem Sonntag, die Grenze zu Wahnvorstellungen überschritten hatte. Sie verbarg ihren Zustand vor Werner, so gut es ging. Viel Mühe brauchte sie sich nicht zu geben, wenn er überhaupt zu Hause war, redeten sie nicht viel miteinander, er sah sie kaum an.

Es gab aber etwas, an das sie sich gern erinnerte: ihren Ausflug nach Himmelskirchen. Sie wollte ihn wiederholen, setzte sich an einem freundlichen Oktobertag ins Auto und bog nach einer guten halben Stunde auf die bekannte Chaussee ein. Die Sonne stand tief und spiegelte sich im Lack der schräg an den Tisch gekippten Terrassenstühle des Gasthauses Gauß. Die Wirtin säuberte ihren Tresen und sah erfreut auf: „Oh, Sie? Was für eine Überraschung, warten Sie mal, gleich komme ich da auf Ihren Namen ... Frau Gabriel.“

„Genau. Wie siehts denn so aus in Himmelskirchen?“

„Es ist für dieses Jahr vorbei mit der Heideblüte und den Gästen, die deswegen kommen. Geblieben sind uns die Seminaristen vom Schulungszentrum, von denen kommen immer schon welche zu Mittag her. Wissen Sie, die haben da einen neuen Pächter für die Kantine, der auf Rohkost und Vollwertkost setzt. Dass es auch Gäste gibt, die lieber ein anständiges Kotelett essen würden, kommt dem gar nicht in den Sinn.“

„Bei dem Austausch des Kantinen-Pächters hat bestimmt die Fraueninitiative, erinnern Sie sich?, ihre Finger im Spiel gehabt.“

Sie lachten wie verschworene Freunde.

Als Syna ins Dorf ging, blies ein frischer Wind durch ihre zu dünne Jacke. Die Kirchentür war verschlossen, der redselige Küster, den Syna für sich Quasi-Küster nannte, nirgends zu sehen. Neben der kraftlosen Sonne breitete sich die Einsamkeit aus; die Außenregale der Läden waren abgebaut, die Türen geschlossen. Syna machte noch den Schwenker zum *Heidehaus*. Nur der gut belegte Parkplatz wies auf Menschen hinter den Fassaden hin. Auf dem Weg zurück zum Gasthaus überlegte sie, ob sie tatsächlich über Nacht bleiben sollte, wie sie es geplant hatte. Die Wirtin habe wohl kaum Zeit für sie, und der Abend wäre lang.

Gegen Mittag traf eine Gruppe von Männern im Gasthaus ein. Im Schnitt waren sie gut fünfzehn Jahre jünger als Syna und auch vom Typ her nicht die Sorte, die sie interessiert hätte. Sie sah an ihnen vorbei durchs Fenster, das die Landstraße zeigte.

Die frische Stimme der Wirtin holte sie aus ihrer Versunkenheit: „Wenn Sie Abwechslung suchen, Frau Gabriel, in Willies, unserem Nachbardorf, ist Herbstkirmes.“

„Ja dann fahr' ich doch rüber und geh mal auf'n Platz.“

Dort drehten ein Ketten- und ein Kinderkarussell ihre Runden, Evergreens aus der Uhrzeit trällerten blechern über das Dorf hin, Gruppen angetrunkener Männer und Halbstarker standen in matschiger Erde um die paar Buden herum, es roch nach gegorenem Bier. Das Dorf fand Syna nicht annähernd so schön wie Himmelskirchen.

Ins Gasthaus Gauß zurückgekehrt sah sie den angeschwollenen Betrieb, die trotz zweier Serviererinnen vollkommen beanspruchte Wirtin, verabschiedete sich von ihr und fuhr nach Hause zurück.

Der Hallensport hatte für Werner den gleichen Reiz wie das Spielen im Freien, so war er auch in den kalten Monaten kaum einen Abend zu Hause. Syna konnte nicht einmal sagen, dass seine

Abwesenheit ihr unangenehm war, denn auch die Abende, die er daheim blieb, verliefen mittlerweile ohne Gespräche miteinander. Sie interessierte sich längst nicht mehr für Betriebsinterna der Firma Mertens & Singer und er nicht mehr für das, was sie beschäftigte. Syna nahm jede Ablenkung an, selbst das, was sie im Grunde genommen nicht interessierte. Darunter waren Einladungen zu einer Tupperparty in der Nachbarschaft, zu einer Neueröffnung in der Ladenstraße ein paar Ecken weiter, zu einem von der Kirche organisierten Treffen ehemaliger Konfirmanden. Daneben entwickelte sie Aktivitäten, die einen Bogen spannten vom Züchten exotischer Gemüsesorten in einem Glashäuschen, für das sie im Garten einen Platz gefunden hatte, bis zur Teilnahme an einem Batikkurs in der Volkshochschule.

Ihre Glashauszuchtungen landeten verwelkt in der Mülltonne, die gebatikten Sachen in der Altkleidersammlung. Viele dieser Aktivitäten wurden schon in der Anfangsphase wieder abgebrochen. Sie erkannte aber richtig, dass sie die einzige Möglichkeit waren, depressive Schübe abzuwehren.

Eines Tages traf sie im Kaufhaus mit einer alten Bekannten zusammen, deren Mann ein Schulfreund Werners war. Sie setzten sich in die Cafeteria. Die Bekannte tat sich schwer in dem Versuch, ihr klar zu machen, dass Werner eine Partnerin im Tennisclub habe, mit der er nicht nur Tennis spiele.

Und wenn es wirklich so ist mit Werner ...? Sie wunderte sich zu Hause, dass die Mitteilung ihr nur einen kurzen Stich versetzt hatte, der keine Schmerzen hinterließ. Sie nahm es als innere Stärke, als ein Zeichen für eine Zukunft, die sie steuern könne. Der Blick in den Spiegel zeigte ihr ein vernachlässigtes Gegenbild, das sie abschreckte und zugleich aufrüttelte. Sie trug eine Gesichtsmaske auf, bereitete sich ein Fliederbad, schäumte ihr blondes Haar mit einem Glanzshampoo auf, nahm sich vor, am nächsten Tag zum Arbeitsamt zu gehen.

„Sie kommen gerade noch rechtzeitig, ich habe etwas für Sie. Bei der Personalberatung Burgschule läuft ab Anfang August eine Fortbildungsmaßnahme für Betriebswirtschaft. So kämen Sie wieder in Ihren Beruf hinein. Sie müssten allerdings einen Zuschuss zahlen. Es ist ja auch mit Zimmer.“

„Burgschule? Sagten Sie eben Burgschule? Meinen Sie etwa Burgschule in Himmelskirchen, das *Heidehaus*?“

„Ja, ganz recht“, antwortete die Sachbearbeiterin und sah ihre verduztzte Klientin fragend an, „sie scheinen es ja zu kennen. Ist ja nur knapp siebzig Kilometer von hier, aber die Teilnahme gibt's nur mit Zimmer. Ein Platz ist noch frei, weil vorhin jemand abgesagt hat. Die Fortbildung geht bis Mitte November.“

„Himmelskirchen!“ sagte Syna selbstvergessen, ganz für sich, ihre Gedanken schweiften ab zu der sympathischen Gastwirtin. Hatte die nicht Kreislaufprobleme? Hoffentlich geht es ihr gut ...

Die Sachbearbeiterin beendete die entstandene Pause: „Na, wär das nicht was für Sie?“

„Ja, ja, Himmelskirchen kenn ich, war letztes Jahr zweimal dort. Im Dorf und im Gasthaus, nicht im *Heidehaus*“, fügte sie erklärend hinzu, als die Frau sie wieder fragend anschaute.

„Könnten Sie mir den Platz bis morgen freihalten?“

Die Sachbearbeiterin nickte etwas zögerlich: „Aber nur bis morgen.“

Werner zuckte die Schultern, wie jemand, der etwas gefragt wird, was ihn eigentlich nichts angeht. Seine Gleichgültigkeit löste bei ihr keinen Schmerz, nicht mal Enttäuschung aus. Am Ende

der folgenden Nacht, in der sie wegen ihrer Grübeleien und Abwägungen nicht hatte schlafen können, kam sie zu der Einsicht, dass das Seminar ihr helfen werde, sich von Werner zu trennen.

Die Wochen gingen schnell dahin mit den gedanklichen und praktischen Vorbereitungen auf die Schulung. Aus Neugier auf das Dorf fuhr sie an der Abzweigung zum Schulungsheim vorbei. Das *Gasthaus Gauß* tauchte auf und schien ihr so vertraut, als habe sie eine frühere Lebensspanne dort verbracht. Da sie die Zeit eingeplant hatte, betrat sie die Gaststube. Der Moment, wie sie durch die wuchtige Eichentür trat und Hanna Gauß hinterm Tresen erfreut aufblicken sah, kam ihr vor wie die identische Wiederholung eines früheren Erlebnisses. Gleich darauf hörte sie die frische Stimme der Wirtin:

„Frau Gabriel! Was sagt man nun dazu! Was für eine Freude! Aber ist Ihnen was? Eben haben Sie da an der Tür so merkwürdig geguckt.“

„Guten Tag, Frau Gauß, ach, die Freude ist ja ganz meinerseits“, entgegnete sie der auf sie zukommenden Wirtin, die sie zusätzlich mit einem herzlichen Händegruß willkommen hieß.

„Eben, als ich hier rein kam, Frau Gauß, war's mir, als hätt' ich genau diesen Augenblick schon mal erlebt. Ach, jetzt werden Sie mich für verrückt halten.“

„Aber nicht doch! Interessant finde ich das. Ich habe das zwar noch nicht selber erlebt, hatte aber mal einen Gast, der mir da auch so was von sich erzählt hat. Und der war alles andere als verrückt. Nein, ich glaube, da gibt es etwas, was wir mit unserem Verstand nicht erklären können.“

Wie schön, dachte Syna auf dem Weg zum *Heidehaus*, der Wirtin geht es gut.

Bei Burgschulte im Foyer sah Syna hinter sich eine Frau um die dreißig eintreten. Beide nahmen nach der Anmeldung ihre Zimmerschlüssel in Empfang und gingen gemeinsam den Gang hinunter, an dem die Zimmer lagen. Syna schloss neugierig auf. Nach einem kleinen Flur mit der Tür zum Bad empfing sie ein bescheidenes Zimmer: weißgrundige Gardinen mit roten, gelben und grünen Kringeln, weiß lackierte, zweckmäßige Möbel, nicht ein Stück zu viel. Sie hatte es ähnlich erwartet, war zufrieden, umso mehr, als sie feststellte, dass die beiden dicht nebeneinander liegenden Fenster den gesamten Vorplatz mit Parkplatz und Rasenfläche freigaben, bis ans Ende, an dem sich, geteilt durch die Zufahrtstrasse, der Waldsaum erstreckte. Genau unter die Fensterfront passten ein rundes Tischchen mit Sessel. Daneben war noch Platz für die Nachtkonsole und die Schmalseite des Bettes. Dem Bett gegenüber stand der Kleiderschrank, neben ihm ein Stuhl. Das war die Einrichtung. Alles da, was man benötigt, nicht ein überflüssiges Stück, dachte Syna.

Auf dem Gang schlug sie die gleiche Richtung ein, die vereinzelt anderer Leute nahmen. Weiter vorn entdeckte sie die Frau von vorhin, die auf sie zu warten schien. Kurz danach betrat sie mit ihrer neuen Bekannten den sich langsam füllenden, nüchternen Seminarraum.

Pünktlich zum Unterrichtsbeginn erschienen vier Herren. Einer von ihnen, ein hochgewachsenes Gerippe, entpuppte sich als Seminarleiter, er hieß Engelke, gebe Informatik und Unternehmensführung. Die anderen stellte er vor als seine Kollegen Heese-Schuh (Kalkulation und Marketing), Klenkeberg (Buchhaltung und Schriftverkehr) und Dr. Gräbenicht (Personalführung). Die drei Kollegen verabschiedeten sich vorerst wieder, Engelke fasste noch kurz seinen Lehrplan zusammen, bevor er das Seminar aufforderte, ihm in den Computerraum zu folgen.

An diesem ersten Tag waren die Teilnehmer früh in die Mittagspause entlassen. Syna schlenderte allein auf dem Hof herum und näherte sich mehr aus Zufall ein paar Männern aus ihrer Gruppe, die sich näherzukommen suchten. Sie waren ein gutes Dutzend Jahre jünger als sie und ähnelten jenen,

so schien es ihr, die sie damals im Gasthaus getroffen hatte. Die Erinnerung führte sie aufs Glatteis, verwandelte ihr jene in diese und diese in jene. Alles eine Wichse, da könne man nichts machen und man könne jetzt auch nicht einfach so vorbeigehen oder ausweichen. Sie sah, wie einer von ihnen, ein dicker mit Brille, Gesten des Seminarleiters nachäffte und die Lacher auf seiner Seite hatte. Ist schon 'ne komische Figur, dieser Engelke, dachte Syna, aber dieser dicke Kasper ist es nicht minder. Wie nannte er sich in der Vorstellungsrunde? Stroher? Strolcher? Stroller? Jetzt schlägt mir auch noch diese plumpe Stimme ins Ohr ...

„Wisst ihr was“, hörte sie ihn sagen, als habe er allen eine besondere Freude zu machen, „ich bin der Gerd, okay?“ Sie war in Höhe der Gruppe, als die anderen ihre Vornamen nannten, sich ihr zuwandten. Im gleichen Augenblick hörte sie die Stimme ihrer Platznachbarin und ergriff die gute Möglichkeit, sich von der Gruppe zu entfernen, ohne ihre Zurückhaltung zeigen zu müssen.

Schon seit dem Morgen litt Hanna Gauß unter Schwindel, aber sie kam nicht dazu, sich zwischendurch mal hinzusetzen. Dann geschah es! Hinter ihrer Theke schlug sie hin. Man schaffte sie ins Wohnzimmer auf die Couch und telefonierte ins Nachbardorf zu Dr. Kanter. Der alte Mann klopfte und horchte sie ab, als gehöre dies zu einem Ritual, das das Zücken von Rezeptblock und Kugelschreiber und die Anweisung für den Patienten einschloss: „Ist wie immer der Kreislauf, Hanna. Das Medikament wird dir schnell helfen. Drei Tabletten täglich vor dem Essen und heute absolute Ruhe. Hast aber wieder Glück gehabt, dass du nicht mit dem Hinterkopf aufgeschlagen bist. Musst vorsichtig sein, dass das nicht doch mal passiert.“

Er stieß draußen auf dem Flur mit Syna zusammen, die er noch nie gesehen hatte. Da sie ihn aber ängstlich ansah, als ob sie eine Auskunft bezüglich der Kranken von ihm erhoffte, dachte er, sie sei eine entferntere Verwandte. Er grüßte höflich und sagte aufmunternd, als Syna unentschlossen stehen blieb: „Gehen sie nur hinein, sie freut sich sicher über Besuch.“

„Oh Sie, Frau Gabriel? Ach, das freut mich aber, dass Sie da nach mir sehen kommen. Wissen Sie, ich habe es mit dem Kreislauf, ein Erbe von Mutter und Oma. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie das ist, wenn da plötzlich überall Sterne vor den Augen rumtanzen. Und der Boden unter den Füßen rutscht einfach weg, und nichts gibt es da zum Festhalten. An solchen Tagen habe ich das Gefühl, dass mir wohl alles über den Kopf wächst hier. Das sagen mir bei jeder Gelegenheit auch meine Kinder und drängen mich fast dazu, den Verkauf von Haus und Hof anzugehen. Dann müsste ich aber aus Himmelskirchen weg. Unser Haus und Grund vor Augen sehen, wie es in fremden Händen ist, das könnte ich nicht ertragen.“

„Aber Sie lieben doch Himmelskirchen. Ich kann mich erinnern, wie sie damals sagten, dass Sie niemals hier weggehen würden.“

„Ach klar! Nur ein kranker Körper hat solche kranken Gedanken.“

„Was haben Sie denn da für eine schöne Mütze hängen?“ Syna sah erstaunt, dass über der Kommode neben der Tür zum Flur eine Prinz-Heinrich-Mütze prangte. „Die sieht ja aus, als ob sie grade aus dem Geschäft kommt.“

„Ach setzen Sie sich doch“, wies die Wirtin auf einen Sessel neben ihr, „da hängt eine kleine Geschichte dran. Die Mütze hat schon Jahre auf dem Buckel, ich bürste sie hin und wieder ab, damit sie schön sauber bleibt. Damals kam mal eine Gruppe von fünf Herren in die Gaststube, Arbeitskollegen auf Dienstreise, solche von höherem Rang, nehme ich an, jedenfalls hatten die ihren Fahrer dabei. Eine Runde Klare hat da die andere abgelöst, die Stimmung war gut, auch

gegessen haben die alle was, und dann wollten sie weiter. Bezahlt wurde einzeln, was jeder so auf dem Deckel hatte. Nun war da aber einer bei, der kramte, als es ans Bezahlen ging, wild in seinen Taschen rum. Dann hat er gelacht und die andern gebeten, ihn auszulösen, er fände sein Portemonnaie nicht, habe es hoffentlich nicht im Hotel liegengelassen, ohje.. Auch keine Bankkarte habe er bei sich, rein gar nichts ...

Die andern haben sich nicht gerührt. Bin dann erst mal gegangen, damit sie das allein regeln konnten, habe dann mitgekriegt, wie der Wegenicht, so nannten sie den ohne Portemonnaie – der Fahrer, der an der Theke stand und alkoholfreies Bier trank, nannte ihn Dr. Wegenicht –, also ich habe dann mitgekriegt, wie der Wegenicht den Schlüssel vom Fahrer holte und rausging, wohl, um im Auto nachzusehen. Die andern haben gleich danach die Köpfe zusammengesteckt. Dann haben sie mich wieder an ihren Tisch gerufen und mich darüber aufgeklärt, dass sie die Zeche vom Wegenicht nicht bezahlen, er wird auch in seinem Mantel nichts finden, er hätte schon mehrmals Sachen wie Portemonnaie und anderes nicht dabei gehabt. Sie wollten ihn diesmal auflaufen lassen, so nannten sie das. Wollten ihm den Vorschlag machen, doch mit seiner Mütze zu bezahlen. Die wäre ganz neu, versicherten sie mir, er hätte sie am Vormittag erst gekauft und sie hätte viermal soviel gekostet, wie die Zeche vom Wegenicht hier ausmacht. Dann musste ich ihnen versprechen, dass ich ernsthaft mitmache und die Mütze sozusagen in Zahlung nehme.

Und denken Sie nur, schon am nächsten Tag wollte sie einer haben, kaum dass sie eine Stunde in der Gaststube geblieben hat, an einem Haken neben dem Fernseher, wo ich sie mehr aus Zufall hingehängt hatte. Ich war damals mit gemischten Gefühlen auf ihren Vorschlag eingegangen und habe die Mütze genommen, die einer von ihnen aus dem Auto geholt und mir gereicht hatte, nachdem alles so gelaufen war, wie die Herren sich das ausgedacht hatten. Der Wegenicht wusste wohl nicht so recht, wie ihm geschah und war ganz still geworden. Den andern habe ich angemerkt, dass sie Mühe hatten, ihren Spaß zu verbergen. Die werden wohl lange von dieser Geschichte gezehrt haben. Als sie gegangen sind, haben sie mir ein Auge gekniffen ...

Ja, das war nun die Geschichte um die Mütze, keinen von den Männern, auch den Wegenicht nicht, habe ich jemals wiedergesehen. Alles ist mir so gut im Gedächtnis geblieben, weil mir immer wieder der still gewordene Wegenicht in Erinnerung kam, und noch kommt. Ich sehe noch diesen Ausdruck der Augen. Der Mann, der mir eigentlich nicht unsympathisch war, verstand nicht, wieso seine Tour diesmal nicht lief. Es kam mir alles vor wie eine drollige Macke von diesem Wegenicht. Er wird schon hinterher immer seine Schulden bezahlt haben bei den Kollegen, sonst geht so was ja gar nicht. Ja, er hat wirklich drunter gelitten, wie ihm diesmal mitgespielt wurde, und es ist ihm schwer gefallen ist, seine schöne neue Mütze hierzulassen. Ich habe es ihm direkt angesehen, aber keine Möglichkeit mehr gefunden, sie ihm wieder zuzustecken. Jeder hat mich gefragt, als sie noch da drüben in der Gaststube geblieben hat, was das für eine Mütze ist. Ich habe das wohl hundert Mal und mehr erzählt, zum Ergötzen meiner Gäste. Schließlich habe ich keine Lust mehr gehabt und sie dann hier übergehängt in die Stube, auch aus Sorge, dass sie doch mal einer mitgehen lässt.“

„Und nun mussten Sie trotzdem die Geschichte erzählen“, stellte Syna lachend fest, „die Geschichte, wie soll ich sagen, hat schon ihren eigenen Witz. Ich kann mir übrigens meinen Mann vorstellen als einen von diesen Herren. Werner hätte den Wegenicht noch richtig hochgenommen, ohne dass er was gemerkt hätte. Ja, so was kann der“, fügte sie mehr für sich selbst hinzu, lenkte dann aber schnell um, „was man doch so erleben kann, wenn man eine Gastwirtschaft führt! ...

Mir kommt grade 'ne Idee, Frau Gauß. Wenn ich irgendwo einspringen kann? Das tät' ich lieber, als mit den Leuten vom Seminar, die drüben in der Gaststube sitzen, den Abend zu verplappern.“

„Ich weiß nicht, ob ich das annehmen kann? ... Aber Hilfe bräuchte ich schon. Wissen Sie, mein Bruder Karl, das ist der Mann an der Theke, muss nämlich um halb sechs weg, seine Kühe melken. Und so von einer Stunde auf die andere jemanden zu kriegen.... Hatte schon vor, für heute dicht zu machen.“

„Ach was! Ihr Bruder muss mich nur einweisen, dann krieg' ich's schon hin mit der Theke.“

Die Zusammenarbeit mit den beiden Kellnern klappte, alles lief wie am Schnürchen. Jedenfalls bewies das nachträglich der Kassensturz, den Syna gemeinsam mit der etwas erholten Wirtin machte. Als sich ein Hunderter zu ihr hinüberschob, sah sie die Wirtin verunsichert an. Diese griff kurzerhand den Schein und stopfte ihn Syna in die Brusttasche ihrer Bluse.

Am nächsten Morgen sah Syna ihre Platznachbarin Katrin Dellbrück vor sich zum Seminartrakt gehen und hatte keine Lust, schon zu dieser frühen Stunde mit anderen zu reden, auch nicht mit Katrin. Sie bremste ihren Schritt und ließ die aus ihren Zimmer tretenden Seminaristen die Lücke zwischen Katrin und ihr füllen. Sie hatten gerade ihre Plätze eingenommen, als Strohmer in der Tür erschien und lustige Bücklinge machte. Auch der noch, dachte Syna. Kurz darauf trat Klenkeberg ein, der Biedermann des Seminars. Sie beobachtete abfällig, wie er seine Mappe sorgsam auf eine Ecke des Pultes schob, so dass sie mit diesem einen Abschluss bildete, den er mit der Handkante abprüfte. Als dann auch Engelkes Informatikstunde vorbei war, die sich ihr als Computer-Anfängerkurs entpuppt hatte, ging sie befreit auf den Hof hinaus.

„Ah, unsere Wirtin“, sagte Strohmer beifallheischend aus der Clique heraus, die immer am gleichen Platz dicht am Ausgang stand, „eine Runde Bier bitte!“

Dafür hatte Syna nur ein kurzes Grinsen übrig. Sie setzte sich auf eine der noch freien Bänke und dachte zurück an die Stunde in Engelkes Seminar, als alle reihum von ihrer bisherigen Berufsausbildung und -tätigkeit zu berichten hatten. Sie konnte nur die Ausbildung und drei Berufsjahre nennen, dann war sie aufgrund ihrer Schwangerschaft aus dem Beruf ausgeschieden und nicht wieder eingestiegen, für Tochter Babette und auch für Werner. Die anderen Seminaristen hatten besser dagestanden, als sie von ihren beruflichen Laufbahnen erzählten, die meistens keine Unterbrechungen aufwiesen, allein schon durch das viel jüngere Lebensalter. Bei jedem wurde geklatscht, bei ihr sehr dünn, wie ihr schien. Sie dachte an Babette. Fast allein hatte sie sie erzogen, Werner hatte immer wenig Zeit gehabt. Babette führte ihr eigenes Leben, hatte einen guten Beruf, eine eigene Wohnung, eigene Standpunkte und kam mit sich und der Welt zurecht. Für Babette hatte sie die Brücke ins Leben gebaut und für Werner das Holz für die Karriereleiter besorgt. Ja, sie habe schon etwas geleistet in ihrem Leben, habe zwei Personen nach vorn gebracht, während sie selber in ihrer Hausfrauenrolle im Hintergrund geblieben sei. Sie schaute noch zurück, wie sie baute und Holz zusammentrug, fühlte sich durch die gesunde Einstellung zum eigenen Leben gestärkt, während sie aufstand, den Kopf hob, die Brust herausstreckte und langsam einen Weg im Rasen entlang spazierte. Dabei passte sie auf, dass sie nicht zurück zum Haupteingang geführt wurde, wo die Clique um Strohmer immer noch beisammen stand.

Am Nachmittag saß sie in ihrem Zimmer am Fenster und beobachtete, wie auf dem Parkplatz der lange Engelke und der untersetzte Klenkeberg zusammentrafen. Engelke gestikuliert mit seinen langen Armen und Händen und nickte dabei mit dem Kopf, als bestätige er die eigenen

Worte. Dagegen wirkte Klenkeberg starr, als hätte er einen Stock verschluckt. Was für Witzfiguren, dachte Syna, ich werde nachher ins Dorf gehen und hoffentlich ein paar Leute zu sehen, die man ernst nehmen kann.

Kurz vor Ladenschluss trat sie in den Zeitschriften- und Tabakwarenladen Heinrich Kempfer Nachfolger, mit dessen Inhaberin Ilse Damwart, einer Freundin von Hanna Gauß, sie bereits nähere Bekanntschaft gemacht hatte. Sie wusste, dass jetzt kaum noch Kundenbetrieb war, Frau Damwart aber nach dem Abschließen des Ladens noch eine Weile aufzuräumen pflegte.

Die kleine dicke Frau mit struppig-kringligen Dauerlocken um das gepolsterte Gesicht watschelte in ihrem voll gestopften Laden von einer Ecke in die andere, trug ständig etwas von hier nach dort, indessen sie sich mit Syna unterhielt: „Viel Arbeit ist hier mit dem Laden, und von dem, was der abwirft, kann ich vielleicht grade mal Strom und Wasser bezahlen. Aber ich habe ihn von den Eltern übernommen und hänge an ihm. Das Geld bringt mein Mann nach Hause, der ist Kassierer bei der Kreissparkasse, da in der Zweigstelle in Willies.“

„Ach ja? Da war ich gestern erst drin, dann muss ich ihn ja gesehen haben.“ Syna beschrieb ihn und bekam bestätigt, dass sie den richtigen meinte. „Dann placken Sie sich hier ab, Frau Damwart, obwohl Sie es nicht bräuchten“, stellte sie fest.

„Ach, macht ja auch Spaß, so die eigene Sache zu haben, und gegen die Arbeit, die Hanna hat, ist es ja gar nichts. Ja, die Hanna, wie die alles so packt mit ihrer Gaststätte, das ist schon toll. Und toll ist auch, wie Sie ihr helfen. Und ich sage Ihnen noch was: Die Hanna ist es wert, dass man ihr hilft, hat viel durchgemacht.“

„Muss wohl schlimm gewesen sein, als ihr Mann starb?“

„Ja, und wie sagt man doch so: Ein Unglück kommt selten allein. Also, ich muss Ihnen da doch mal was erzählen“, sagte Ilse und wurde ganz ernst, „es ist der Schwiegersohn, der ihr im Nacken sitzt und will, dass sie alles verkauft. Aber es ist doch ihr Elternhaus. Die Kinder, sie hat einen Sohn und eine Tochter, haben ja jeder nach dem Tod Gerds ein Viertel geerbt, und beide wollen das eigentlich ausbezahlt haben, und das kann Hanna nicht, ohne sich zu verschulden. Und verschulden will Hanna sich nicht, kann ich auch verstehen. Bei beiden Kindern sind die treibenden Kräfte die Ehepartner, besonders bei Anita, Hannas Tochter. Anita ist immer in Ordnung gewesen. Aber der Mann von der, von dem kein Mensch weiß, wo und was der arbeitet, der hat die wohl so fest im Griff, dass die sich nichts traut, was gegen seinen Willen sein könnte. Wenn die mal ins Dorf kommt, dann immer allein, und man sieht, wie schlimm die sich verändert hat. Sie war früher ein schönes, fröhliches, aufgeschlossenes Mädchen, jetzt ist sie eine aufgedunsene, geduckte, eingeschüchterte, vernachlässigte Frau mit erloschenem Blick, die trinkt, weil sie ihr Leben sonst nicht aushält.“ Sie sah ihren bestürzten Gast an, der sich eine Träne aus dem Auge wischte, sodass ihr auch ein paar kamen, „ja, das geht an die Nieren, wenn man so was hört, nicht wahr? Und wenn man so was mit ansieht. Sie kommt manchmal zu Hanna, die Anita, weil sie ihre Mutter wohl noch liebt, und das Dorf wohl auch. Sie ist dann nur da und redet nichts, grüsst kaum und schleicht geduckt im Dorf rum. Gott, das arme Mädchen!“

Sie trocknete ihre Tränen und fing sich dann wieder: „Tatsache ist ja nun leider, das Hanna finanziell immer unter Druck gesetzt ist, durch diese schrecklichen Parasiten, die Schwiegerkinder, vor allen Dingen diesen Bergk. Wenn der Gerd seinen Tod nur rechtzeitig gespürt hätte, der hätte für seine Hanna schon vorgesorgt. Aber der ist ganz plötzlich gestorben, an Herzschlag – Aus und

Schluss!“

„Oh mein Gott! Und von ihrem ganzen Kummer ahnte ich bisher gar nichts.“

„Hanna wird es Ihnen schon noch erzählen, auch von dem Herbert und seiner habgierigen Frau. Aber davon vielleicht ein anderes Mal, es ist auch eine hässliche Geschichte, ja, ja. – Hanna mir neulich erst gesagt, dass sie neben mir noch eine Freundin hat, eine neue, der sie ganz und gar vertraut, und hat dann auch von Ihrer Hilfe geredet. Muss wohl so Sympathie auf den ersten Blick gewesen sein zwischen euch beiden.“

„Ja, und es war in unserem Fall wohl sogar Freundschaft auf den ersten Blick. Ich bin sehr dankbar dafür, weil mir vorher der Boden unter den Füßen schwankte. Er wurde nur dadurch schon fester, dass ich Hanna kennenlernte. Ich hab mich gleich zu ihr hingezogen gefühlt, ohne dass ich damals gleich hätte sagen können, wieso. Und bei ihr habe ich diese Sympathie mir gegenüber, wie sie schon richtig sagten, auch gleich gespürt.“

„Ja“, sagte Ilse etwas nachdenklich, während sie einen mittelschweren Karton vom Tresen herunternahm, in ein Regal hineinsetzte und mit dem Auspacken begann, „so was soll es ja geben. Vielleicht war das mit Hanna und mir ähnlich, als nur wir beide immer zusammen spielen wollten, vor einem halben Jahrhundert, noch bevor wir eingeschult wurden.“

3

Anita Bergk, geborene Gauß, Chemielaborantin, war vor längerer Zeit wegen Stilllegung ihrer Abteilung entlassen worden. Einen Ersatzarbeitsplatz hatte man ihr nicht angeboten. Jeder in der Firma wusste damals, auch sie selbst, dass man froh war, sie auf diese bequeme Weise loszuwerden, denn sie trank seit einiger Zeit und kam verspätet oder gar nicht zur Arbeit. Wie alle anderen, die gehen mussten, war sie mit einer Abfindung ausgestattet. Ihrem Mann, mit dem sie damals ein knappes Jahr verheiratet war, reichte das Geld eine Weile aus, um seine zwielichtigen Freunde freizuhalten, dann war alles bis auf den letzten Pfennig durchgebracht. Schon damals fehlte ihr die Kraft, sich gegen ihn aufzulehnen.

Jeder Personalchef las zwischen den Zeilen ihres Zeugnisses von ihrem hohen Krankenstand, da konnte auch die bescheinigte überdurchschnittliche Fachkenntnis nichts wettmachen. Sie saß zu Hause herum, in der *Oberen Furt* der Kreisstadt, einer anonymen Hochhaussiedlung, wo sich niemand um den anderen kümmerte, meist nicht mal der Nachbar bekannt war. Hier hatte sie auch zu trinken begonnen, von Tag zu Tag einen Schluck, von Woche zu Woche eine Flasche mehr, um die grässliche Ehe wegzudrücken, die, wenn man den Normalfall nimmt, alles andere war als eine Ehe – nämlich eine grausige Gefangenschaft. Viel zu spät war ihr klar geworden, an wen sie geraten war. Bergk, ein schlanker drahtiger Mann, der bei Frauen ankam, hatte unter den weiblichen Wesen den anpassungswilligen, labilen Typ mit Sexappeal gesucht, bei dem Geld vorhanden oder in Aussicht war. Er wurde auf Anita aufmerksam, als sie in der Kreisstadt abends mit zwei Kolleginnen in ein anrühiges Nachtlokal ging, um mal etwas zu erleben. Man war sehr nett zu ihnen gewesen, hatte Runden spendiert und ihre Namen erfahren. Als die Frauen nochmals dort auftauchten, wusste er schon über Anitas persönlichen Verhältnisse Bescheid und bündelte mit ihr an. Dass er nicht, wie er erzählt hatte, Chefverkäufer in einem größeren Autohaus, sondern dort für

die Pflege der Autos zuständig war, erfuhr sie, als sie schon fest mit ihm ging und merkte, dass sie nicht mehr von ihm loskam. Sie schämte sich, mit jemandem darüber zu reden, selbst mit der Mutter nicht, die so viel von ihr hielt und die sie nicht enttäuschen wollte. Der Alkohol half über die Qual der Seele weg und ließ sie ebenfalls nicht mehr los.

Kurz nach der Heirat hatte Bergk seine Stelle verloren und schloss sich ganz der Autoschieberbande an, für die er schon gelegentlich gearbeitet hatte, auch zu Lasten des besagten Autohauses. Man hatte ihm nicht beweisen können, bei zwei gestohlenen Autos seine Finger im Spiel gehabt zu haben. Aber ein Verdacht hatte sich nach dem zweiten Diebstahl verfestigt und man suchte und fand einen Grund, ihn bald darauf zu entlassen.

In der bundesweit agierenden Bande hatte Bergk im Laufe der Zeit einige Kumpane kennengelernt, die ihren Verdienst im persönlichen Bereich aufstockten, durch Zuhälterei, manchmal sogar nur mit der Prostitution von Ehefrau oder Freundin. Bergk kam schnell auf die gleiche Idee. Anita sei ihm hörig und sowieso immer besoffen, das könnte ohne große Schwierigkeiten klappen. Doch er hatte sich getäuscht. Als er grinsend andeutete, was er im Schilde führte, um Geld zu kassieren, hatte sie sofort verstanden und ihm ins Gesicht geschrien, dass sie so was niemals, n i e m a l s machen würde. Bergk hatte die Grenze zur Gewalttätigkeit gegenüber seiner Frau längst überschritten, brach ihren Widerstand, indem er sie schlug und vergewaltigte, und zwar auf so brutale Weise, dass sie noch Tage danach Schmerzen im Unterbauch hatte und blutete. Zum Arzt gehen durfte sie nicht.

Seit dem Tag betäubte sie sich permanent mit Alkohol und verkam, aufgedunsen und verschlampt, innerhalb kurzer Zeit zur menschlichen Verfügungsmasse für Bergk und die Freier, die er ihr in die Wohnung brachte.

Wenn Anita sich am Anfang ihrer Ehe aus Scham niemandem anvertraut hatte, so war es später die Kraftlosigkeit und Ohnmacht vor einer Lage, die ihr ausweglos erschien; man hatte ihr eingebrannt: Nach jeder Flucht oder sonstigen blödsinnigen Aktion, die schnell beendet wäre für sie, egal wo sie untergekrochen sei, würde man sie finden und zum Krüppel schlagen. Bergk wusste, dass die Drohung wirksam war und konnte es sogar wagen, Anita gelegentlich nach Himmelskirchen fahren zu lassen. Es zog sie in ihr Heimatdorf, und Bergk hatte es richtig eingeschätzt: Sie schwieg dort aus Furcht um Leib und Leben.

Immer wieder bedrängte Bergk Anita, ihr Erbe einzufordern. Eines Tages trieb er sie dazu, nach Himmelskirchen zu fahren und die Police für die Gebäudeversicherung mitzubringen. Wenn die hoch genug sei, gäbe es bald Kohle auf doppelte Weise. Anita verstand auch diesmal sofort und griff nach dem Schock zur Flasche, die betäubte und immer griffbereit in ihrer Nähe stand.

Sie hatte es geschafft, die Police hinter dem Rücken der Mutter aus einem Ordner zu entwenden, im Dorf, wo in einem Supermarkt ein Kopierer stand, eine Kopie zu machen und das Original wieder zurückzulegen. Die Qual über ihr schäbiges Verhalten betäubte sie später zu Hause wieder mit Alkohol. Bergk saß hingelümmelt in einem Sessel. Seine Zigarette hielt er im Zangengriff zwischen Finger und Daumen, tat einige Züge. Dann stand er auf, schloss ein oberes Fach der Schrankwand auf, entnahm ihm einen knapp angebrochenen Slibowitz und trank nach seiner Art direkt aus der Flasche. Er reichte sie ihr hin, obwohl es für sie sonst nur die billigeren Sachen gab. Er plant bereits das Verbrechen, dachte sie in hilfloser Abscheu, nahm aber die Flasche gierig an. Trotzdem kamen ihr noch einmal Gewissensbisse: „Mama ins Unglück stürzen, nein, da mach ich

nicht mit, niemals.“ Bergk sprang auf und packte sie am Blusenkragen. Das harte Gesicht mit dem eckigen Kinn kam ihrem erschreckt zuckenden näher: „Du bist schon drin!“ Ihr letztes blaues Auge war gerade erst abgeheilt, sie senkte den Kopf. Er ließ los. „Na siehste, du machst, was ich dir sage. Und wenn du später singst, dann gnade dir Gott! Außerdem wird mir nix nachzuweisen sein, weil ich gar nix tun werde.“

Aus mitgehörten Telefonaten mit seiner Bande hatte sie sich manches zusammenreimen können, so auch diesmal, als er zum Telefon griff und ein Treffen ausmachte. Sie lag immer noch auf der Couch, versuchte sich aufzusetzen, was ihr endlich gelang. Sie stützte die Ellenbogen auf den Tisch. Wäre jetzt nicht die Stunde da, aus dieser Hölle auszubrechen. Einfach raus aus der Wohnung, ins Treppenhaus und zu Nachbarn flüchten, wo ich Mama anrufen könnte? Ich muss raus hier, bevor er geht und wieder Telefon, Fenster und Wohnung abschließt. Aber schon trübten sich ihre Sinne durch die Wirkung des hochprozentigen Slibowitz'. Sie bekam grade noch bewusst mit, wie er vor ihr stand, sie auf die Couch drückte und seine Hose öffnete.

Gleichzeitig mit Bergk trafen zwei Männer in der Kneipe am Autobahnzubringer ein. Der ältere zog ein Bein nach, glich einem Gartenzwerg, dem jemand den Hals zu stark eingedreht hatte und wurde allgemein Hase genannt; er zitierte oft den Spruch: Mein Name ist Hase, ich weiß von nix. Hase war jemand, der in der Organisation was zu sagen hatte. Der andere war Karsten Strang, ein liederlich ausschauender junger Mann mit dünnem rötlichen Bart. Ihn hatte sich Bergk in die Szene geholt. Strang stand auch hauptsächlich ihm zur Verfügung. Der Dritte im Bunde und wenige Minuten nach ihnen eintreffend war der schwergewichtige und auch nicht gerade gepflegt aussehende Pedrowitsch, wie Bergk ein Mittdreißiger, der vor einiger Zeit mit seiner deutschstämmigen Mutter und älteren Geschwistern aus Kasachstan nach Deutschland übergesiedelt und hier ziemlich schnell in die Unterwelt abgetaucht war. Er sprach gut deutsch und zählte zu Bergks engeren Freunden, was bedeutete, dass er mit Anita, die sein Typ war, schlafen konnte, sooft er wollte. Nie brauchte er dafür einen Pfennig an Bergk zu bezahlen.

Hase gab Bergk ein Zeichen, mit ihm vor die Tür zu gehen. „Um dir das ein für allemal einzuschärfen, Bergk: „Wir kümmern uns um schöne Karren, um nichts sonst! Aber wir machen das für dich. Achtzigtausend für die Organisation. Bei der Sache ist es deine Aufgabe, und ich sage ausdrücklich, d e i n e e i n z i g e , danach die Kohle rüberzuschaukeln. Wenn das nicht klappt, bist du draußen, und nicht nur das. Hast du verstanden? Und jetzt kein Wort mehr drüber, auch zu den beiden nicht.“ Er streckte Bergk die Hand hin, Bergk schlug ein. Zurückgekehrt zum Tisch sagte Hase: „Ich weiß von nix und ihr wisst von nix. Und dieses Nix könnt ihr jetzt begießen. Falls was is, wieder über Pedro“, sagte er, stand auf und ging.

Syna besuchte weiterhin das Seminar, das sie stupide fand. Wenn sie früher rasch wieder ausgestiegen wäre, weil ihr nicht nur das Durchhaltevermögen gefehlt sondern auch die Intelligenz verboten hätte, auf einer geistigen Schmalspurbahn – wie sie sie hier empfand – in die Sackgasse zu schliddern, so ruhte diese Ausdauer heute auf drei Stützpfählern: Zum Ersten zahlte das Arbeitsamt seinen Teil und sie brauchte, da sie im Dorf wenig Geld benötigte, allein schon durch ihren Verdienst im Gasthaus gar nicht mehr auf Werners Konto zurückgreifen. Diese Unabhängigkeit tat ihr gut. Zum Zweiten spielte die Bequemlichkeit, alles so weiterlaufen zu lassen wie es einmal lief, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Als dritter und wichtigster Grund kam hinzu, dass das schöne

Heidedorf ihr zur zweiten Heimat geworden war, besonders das *Gasthaus Gauß*, dessen Theke sie drei Abende wöchentlich übernahm. Hanna Gauß und sie verband inzwischen eine tiefe feste Freundschaft.

In einer Septembernacht saßen sie nach Schließung der Gaststube noch beisammen, hatten sich gemeinsam eine Fernsehdiskussion über Parapsychologie angehört, deren Nachspann in dem auf einem Wandbord stehenden Fernseher soeben ablief. Der letzte Beitrag beschäftigte beide noch. Ein Philosoph hatte die These aufgestellt, dass alles Leben, jeder erlebte Augenblick in der Unendlichkeit des Seins wiederkehre, dass alles auf Atomen gespeichert sei und dass es eine Art von Meldung gäbe, wenn sich ein Augenblick wiederhole. Es sei ähnlich wie bei Dateien, die auf dem Computer gespeichert seien. Wenn identische nochmals eingegeben würden, gäbe es eine Meldung.

„Und zwar im Unterbewusstsein der Person, in der sich diese Wiederholung vollzieht, wenn ich den Philosophen verstanden habe. Auf Friedrich Nietzsche bezieht der sich, jedenfalls teilweise, und ein anderer erwähnte einen griechischen Philosophen, von dem hab' ich aber noch nichts gehört“, sagte Hanna, „von der Sache her übersteigt ja alles vollkommen unser Vorstellungsvermögen. Aber ich denke gerade an den Moment, als du in meine Gaststube kamst, ich glaube, zum zweiten Mal war das. Da hast du doch das Gefühl gehabt, schon mal so und ganz genau so eingetreten zu sein.“

„Ja, richtig! Und völlig unerklärbar. Wie dieser andere Punkt, dass die in den Atomen gespeicherten Informationen, die Erlebtes von Verstorbenen enthalten, von einem Lebenden empfangen werden können. Epikur, so hieß der Grieche, von dem dieser andere Philosoph seine Grundidee hernahm, wie sagte er doch? Alles laufe im Unterbewussten ab und erzeuge Träume. Nur selten gäbe es eine Schleuse zum Bewusstsein. Ja, vielleicht war das damals so eine Schleusenöffnung, als ich bei dir eintrat.“ Sie wandte den Blick von Hanna ab und sah mit stumpfen Ausdruck ins Leere: „Der Abrassimow, der mir hin und wieder im Traum erscheint, ist ja auch so eine Sache ...“

Hanna erinnerte sich an die Erzählungen der Freundin und schüttelte sich kräftig: „Huuuh, dein Abrassimow, und diese seltsame Menschenmenge am Rande, da kann einem ja richtig gruselig werden.“

„Bin dir aber dankbar, dass du dir das überhaupt anhörst. Andere, kaum dass ich das Thema anschneide, halten mich für verrückt und würgen es ab.“

Hanna schüttelte diesmal nur den übermüdeten Kopf: „Ach was, nein nein!“

Ein verspäteter Gast, der im selben Moment durch die noch zum Lüften offen stehende Tür hereinklugte, verstand es als Eintrittsverbot. Ein Palaver darüber, warum er nicht mehr bewirtet werde, wollte er vermeiden, erhob erschrocken und beschwichtigend beide Hände und drehte ab, bevor Hanna den Irrtum aufklären konnte.

„Er hat mich da falsch verstanden, aber hinterherrufen will ich jetzt nicht, das finde ich dann doch zu blöd. Das war der Gustav, Gustav Bleiche aus Willies. Der kommt grade aus der Stadt zurück, ist da bei so einem Wachdienst beschäftigt, hat hier noch Licht und die Tür offen stehen sehen und wollte zum Feierabend ein schönes Bierchen bei mir trinken, was ihm ja auch gegönnt wäre. Ach, das ist doch zu ärgerlich. Warum der auch gleich wie der Blitz abgedreht ist. So ein dummes Missverständnis.“